

# Der nüchterne Geist des Sommers. Ostmitteleuropas Aufbruch in das neue Jahrhundert

MACIEJ GÓRNY

Kein Satz wird in der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg so oft zitiert wie jener von Georg F. Kennan aus dem Jahre 1979: der Große Krieg sei „*the great seminal catastrophe of this century*“ gewesen, „*the event which, more than any others, excepting only, perhaps the discovery of nuclear weaponry and the development of the population-environmental crisis, lay at the heart of the failure and decline of this Western civilization.*“<sup>1</sup>. In unserem Teil Europas teilt man diese Ansicht wohl lediglich in Budapest. Anderswo, von Helsinki über Tallinn, Riga, Vilnius, Warschau, Prag, Bratislava, Bukarest, Sofia, bis hin nach Ljubljana, Zagreb, Belgrad, Sarajevo, Skopje, vermutlich auch in Tirana – kann man diesen Satz lediglich als Missverständnis begreifen: 1914-1918 ist viel passiert, als „die Urkatastrophe des 20. Jhs.“ wird es nirgendwo betrachtet. Der originelle US-amerikanische Diplomat und Historiker sah die Welt eben anders, als Stratege, dem Europa nach 1945 gespenstisch ähnlich schien dem vor 1914: Auf beiden Seiten hochgerüstete Großmächte, in beiden Fällen ein vorhersehbarer Automatismus von Aktion und Reaktion – wie er im Sommer 1914 den unaufhaltbaren Domino-Effekt produzierte. Kennans Betrachtung der Welt aus der Sicht des Kalten Krieges scheint an noch einem anderen Punkt interessant,

<sup>1</sup> George F. Kennan, *The Decline of Bismarck's European Order. Franco-Russian Relations, 1875–1890*, Princeton University Press 1979, S. 3.

wo weniger seine Weltanschauung als der damalige Forschungsstand die Darstellung prägen: die sog. Kriegsbegeisterung. Kennan schreibt nämlich von der „delirious euphoria of the crowds“<sup>1</sup> im August 1914.

Kennan war ein kluger Mensch. Trotzdem ließ er sich von Bildern täuschen, die jahrzehntelang unsere Vorstellung vom Sommer 1914 geprägt haben und tatsächlich erst in den letzten Jahren dekonstruiert worden sind.

Es gibt zahllose Fotos, auf denen riesige Menschenmassen für den Krieg demonstrieren; deutsche und englische Studenten meldeten sich zu Tausenden freiwillig für den Militärdienst; die Zeitungen jener Tage sind voll von Berichten über Gottesdienste für die Monarchie, Ergebnisadressen und Spenden für den Krieg. Die Memoiren sprechen oft eine ähnliche Sprache: Die Massen wollten den Krieg, so die Erinnerung der Politiker, die damit ihre Verantwortung zu relativieren hofften. In den Straßen und Boulevards der europäischen Hauptstädte – von London und Petrograd über Berlin bis Wien und Budapest – dominierte hingegen das kollektive Wir-Gefühl. Die Allee Unter den Linden in Berlin war voll von singenden Studenten. An jenem Sonntag, an dem Serbien das österreichisch-ungarische Ultimatum ablehnte, schien die Nation vereint: Die Bewohner Berlins zogen vor die k. und k. Botschaft und sangen dort das Lied „Ich hatt‘ einen Kameraden“. In diesem Augenblick, notierte ein Journalist, vereinte sich das bislang in Klassen und Parteien geteilte, bisher nach Unterhaltung gierige Volk; der Krieg, so der typische Zeitungskommentar, führe zu dessen Wiedergeburt.<sup>2</sup> Ähnlich soll es in Wien ausgesehen haben, wo sich das Volk unter den Fahnen der Monarchie auf den Straßen versammelte; vor dem Palast in Schönbrunn zogen jeden Abend Tausende, die Erzherzoge sollen sich mit ganz normalen Menschen verbrüdet haben, alte Damen spendeten ihre letzten Porzellantassen für Monarchie und Krieg<sup>3</sup>. Durch Budapest zogen Fackelzüge. Die Menschen umjubelten den Thronfolger (also

1 Kennan, *Decline*, S. 4

2 Oscar Schmitz, *Die Wiedergeburt durch den Krieg*, „Der Tag“, Nr 185 vom 9. August 1914, zit in: Jeffrey Verhey, *The Spirit of 1914. Militarism, Myth, and Mobilization in Germany*, Cambridge 2004, S. 31.

3 Ilka Küniġ Ehrenburg, *W obłężonym Przemysłu. Kartki z dziennika z czasów Wielkiej Wójny (1914–1915)*, tłum. Edward Pietraszek, Anna Szczak, oprac. Stanisław Stępień, Przemysł 2010, S. 42–44.

künftigen Kaiser bzw. König von Ungarn) Erzherzog Karl und Gemahlin während deren Besuchs in der zweiten Hauptstadt der Donaumonarchie.

Allgemeine Euphorie und ein paar in der Menge kaum wahrnehmbare Zweifler – dieses Bild des Sommers 1914 wirkte umso glaubhafter, als es in Tausenden von Texten und Fotos wiederholt wurde, überdies unseren Vorstellungen von Herdentrieb „der Masse“ entspricht. Was anderes erwarten wir von der Menge, ganz besonders wenn sie sich unter patriotischen Fahnen sammelt? Zweifel kommen erst bei näherem Hinsehen. Die laustarke Minderheit bestimmt Ton und Eindruck, erst recht, wenn sie sich so auffällig benimmt wie die Studenten in der Allee Unter den Linden oder die Wiener Kadetten. Die Mehrheit bilden Zuschauer, Neugierige, die auf die neuesten Nachrichten warten oder an einem vorhersehbar historischen Ereignis teilnehmen wollen.

Beginnen wir mit der auf den ersten Blick zweitrangigen, jedoch keineswegs belanglosen Frage, inwiefern das Verhalten der Bewohner von Großstädten typisch sein kann für eine Region mit etwa 70% Dorfbewohnern und einer ähnlich hohen Zahl von Analphabeten? Auf der Strecke zwischen der 2-Millionen-Stadt Berlin und dem nicht wesentlich kleineren Moskau gab es nur eine Metropole vergleichbarer Größe, nämlich Wien. Budapest war um etwa die Hälfte kleiner, Warschau entwickelte sich schnell Richtung eine Million Einwohner, blieb aber darunter. Breslau, Lodz, Odessa, und Riga hatten etwa eine halbe Million Einwohner. Alle anderen regionalen Zentren, von Königsberg über Vilnius, Prag und Lemberg bis Triest und Bukarest hatten zwischen 200.000 und 300.000 Einwohner. Außer Breslau, Königsberg und Bukarest waren sie durchgehend ethnisch gemischt, die Frage nach der Titularnation stellte sich fast überall gleichermaßen; Juden oder Deutsche stellten in mehreren Fällen eine große Minderheit dar. Juden waren nirgendwo dominierend. In Prag und Triest gehörten die Deutschen bzw. Deutschösterreicher zur Staatsnation, waren aber zugleich eine Minderheit.

Jeffrey Verhey ging vor gut einer Dekade einen anderen Weg, als er Berlin mit kleineren deutschen Städten verglich. Multiethnizität spielte im klein-deutschen Rahmen selbstverständlich keine wesentliche Rolle, dennoch erwies sich seine Studie als wegweisend, da er zeigen konnte, dass es weder in den Arbeiterstädten und –Vierteln, noch weniger auf dem Land zu mit Berlin vergleichbaren Massenaufmärschen kam. Vielerorts, wie in Danzig,

Königsberg oder Saarbrücken fanden keine Umzüge statt. Wo immer in der städtischen Provinz Menschen für den Krieg auf die Straßen zogen – wie etwa in Jena oder Heidelberg – waren es vorwiegend Studenten. In den Arbeiterstädten des Ruhrgebiets scheinen patriotische Demonstrationen eher Ausnahme als Regel gewesen zu sein<sup>1</sup>. Nehmen wir den Befund von Verhey und anderen Historikern ernst, dass nämlich im einzigen nicht-westlichen Imperium, das zugleich Nationalstaat war, der Geist des Sommers 1914 nur scheinbar über Neugierde und Passivität dominierte, stellt sich die Frage, inwiefern das Bild der Kriegsbegeisterung in unserem Teil Europas einer Folie der aus „dem Westen“ importierten, offenbar irreführenden Bilder gleichkommt?

Sowohl im Süden, wo Nationalstaaten dominierten, als auch im nördlichen, von den drei Kaiserreichen dominierten Teil der Region bleibt die Stimmung in der Rückschau unübersichtlich. Im Süden wurde nur Serbien bereits im Sommer 1914 Kriegsteilnehmer. Hier gab es eine kurzfristige Kriegsbegeisterung, die durch die Übergriffe auf Serben in den benachbarten Provinzen der Habsburgermonarchie (die wiederum die Loyalitätsbeweise der örtlichen Südslawen gegenüber „ihrem“ Staat flankierten) nur gestärkt werden konnte<sup>2</sup>.

Das Königreich, nun im dritten Jahr des Krieges, berief 1914 die europäisch einmalige Zahl von etwa 12% seiner Bevölkerung zu den Waffen; andere Staaten begnügten sich in diesem Sommer mit höchstens 5%. Gegen den übermächtigen Gegner konnte das nach zwei Balkankriegen gleichermaßen vergrößerte wie bankrotte Serbien nur verlieren. Dennoch scheint es gegen die Mobilisierung keinen Widerstand gegeben zu haben – abgesehen von jenen zwei sozialdemokratischen Abgeordneten in der Skupschtina, die gegen den Krieg stimmten. Sie waren übrigens die europaweit einzigen im Parlament vertretenen Sozialisten, die der Linie der II. Internationale treu blieben. Alle anderen, von London über Paris und Berlin bis Wien

1 Jeffrey Verhey, *Der „Geist von 1914“; und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000; englische Ausgabe siehe Anm. 4.

2 Daniela Schanes, *Serbien im Ersten Weltkrieg. Feind- und Kriegsdarstellungen in österreichisch-ungarischen, deutschen und serbischen Selbstzeugnissen*, Frankfurt/M. etc. 2011, S. 138ff., 143 f. Ausführlich zu den antiserbischen Repressalien im habsburgischen Hinterland Mitrovic, *Serbia's Great War 1914–1918*, London 2007, S. 74–78.

und Budapest, beugten sich dem Geist dieses Sommers und stimmten in dieser oder jener Form für den Krieg, der in jedem Land angeblich der Verteidigung von Vaterland, Ehre, Zivilisation und Kultur dienen sollte.

Im Norden gab es offenbar hier und da Hoffnung auf den durchschlagenden Erfolg, der die Erlösung von all den sozialen und nationalen Spannungen zwischen und vor allem innerhalb der imperialen Großmächte mit sich bringen würde. Im Russischen Reich wurden im Sommer 1914 fast vier Millionen Männer ohne größere Verzögerungen eingezogen. Wie auf der Gegenseite, gab es in den Großstädten Demonstrationen und Umzüge, Gottesdienste und Ergebenheitsadressen. In vielen, eher kleineren Orten kam es zu Zusammenstößen von Rekruten und Polizeikräften, in der Regel ohne politischen Hintergrund und Entwicklungspotenzial, hingegen des Öfteren begleitet von einem durch Tradition und Anlass – das Ausrücken junger Männer – begründeten Alkoholkonsum<sup>1</sup>. Die riesige Mehrheit der Mobilisierten – hauptsächlich Bauern – zog dennoch ohne Widerstand in den Krieg, obwohl sie diesmal nicht in die Kaserne, sondern an die Front berufen wurden.

Im westlichsten Teil des Zarenreichs, d.h. im Weichselland, wo man politische Proteste am ehesten hätte vermuten können, verlief nicht nur die Mobilmachung reibungslos. Als die russischen Truppen, darunter die nicht erst seit der Revolution von 1905 verhassten Kosaken, an die Front zogen, wurden sie im Warschauer Stadtzentrum als Verteidiger gegen die germanische Bedrohung mit Blumen, Süßigkeiten und Zigaretten verabschiedet. Diese offenbar spontane Sympathiekundgebung wurde nicht von der kleinen russischen Minderheit getragen (etwa 4% der Stadtbewohner), sondern von Warschauer Polen improvisiert. Der Sozialist Tadeusz Hołowko erinnerte sich an diese Szenen wie an ein Gespenst. Der Großfürst Nikolai Nikolaiewitsch hatte am 14. August 1914 ein Manifest erlassen, in dem er den Polen ein Land „frei in seinem Glauben, in seiner Sprache, in seiner Selbstverwaltung“ – selbstverständlich unter dem Zepter des Zaren – versprochen hatte. Hołowko fand sich am folgenden, schönen Sommertag

<sup>1</sup> Joshua A. Sanborn, *Drafting the Russian Nation. Military Conscription, Total War and Mass Politics*, De Kalb 2003, S. 29 ff.; siehe auch Aaron B. Retish, *Russia's peasants in Revolution and Civil War. Citizenship, Identity and the Creation of the Soviet State, 1914–1922*, Cambridge 2008, S. 27f.

im Warschauer Stadtzentrum mit seiner Frau. Sie kaufte Blumen. Plötzlich hörte das Paar eine Militärkapelle und „irgendwelche Aufrufe“: „Und dann sahen wir ein Bild, das ich bis ans Lebensende nicht vergessen werde. Über Nowy Świat zog ein Kosakenregiment mit Kapelle. Dieses Regiment schritt voran, umringt von einer Menge enthusiasmierten polnischen Publikums, «Es lebe unsere Armee», «Es leben unsere Verteidiger». Aufgeregte Damen, mit leuchtenden Augen, kauften schnell Blumen und liefen in Pferdereihen hinein, um diese den Offizieren zu übergeben, die Herren leerten ihre Zigarettenetuis und steckten die Zigaretten den Kosaken zu, die diese Anzeichen von Begeisterung von oben, mit nachsichtlichem Lächeln entgegennahmen“.

Der Sozialist fühlte sich wie erdolcht. Seine Frau konnte es ebenfalls nicht fassen, drückte die soeben gekauften Blumen an ihren Körper. Beide schwiegen noch eine Weile<sup>1</sup>.

Als polnischer Patriot und Sozialist zugleich gehörte Hołowko zu einer geringen Minderheit, für die der selbstverständliche Sinn des Krieges darin bestand, den Schuldigen am Leid der Polen wie der Arbeiter – d.h. das Zarentum – zu beseitigen. Andere Zeitgenossen hatten sich politisch noch längst nicht festgelegt, gehörten durchaus zur Staatsnation, fühlten sich keineswegs „erdolcht“, sahen im Rückblick dennoch vor allem Anlass zu Zweifel. Blumen, Zigaretten und Süßigkeiten gab es ebenso massenhaft für ungarische Rekruten. Auch hier spielten Militärkapellen, dennoch konnte man am Bahnhof mehr hören als Märsche und Hymnen: „Der Zug ging um 14.15.“ notierte der 20-jährige Soldat André Kertész, Jahrzehnte später ein weltbekannter Fotograf: „Weinen und Abschiednehmen übertönten die Kapelle, die doch unseren Enthusiasmus hätte wecken sollen... Ich sah eine entsetzlich schreiende Mutter, die man mit Mühe und Not aufhielt, damit sie nicht dem Zug nachläuft. Ein Hauptmann sprang vom abfahrenden Zug, um wenigstens für einen Augenblick zu seiner Frau zurückzukehren (...) küsste zum letzten Mal das unglückliche Wesen, das ihn nicht loslassen wollte“. Ein anderer künftiger ungarischer Weltstar, 1914 minderjährig und damit nicht direkt vom Krieg bedroht, erinnerte sich an den Hauptstädtezug Wien-Budapest im Sommer 1914 noch anders: Die Passagiere im

<sup>1</sup> Erinnerungen von Tadeusz Hołowko zit. nach Leszek Moczulski, *Przerwane powstanie polskie 1914*, Warszawa 2010, S. 395f.

Abteil hätten aufgeregt diskutiert über die vielen Militärtransporte, die sie aus dem Fenster sahen, „Einige sagten meinen Eltern, wie der allgemeine Enthusiasmus ihnen zu Herzen gehe. Kann mich an meine Antwort erinnern, ich würde hier mehr Trunkenheit als Enthusiasmus erblicken.“<sup>1</sup> Das spontane, massenhafte Bekenntnis zum Krieg musste nicht zwangsläufig auf dieselben Emotionen zurückgehen, die man in den Zeitungen mit der Werbung für den Waffengang zu wecken versuchte.

Wie bereits an den Warschauer Szenen abzulesen war, bot die Entwicklung in den gemischtsprachigen Gebieten durchaus Überraschungen. In Böhmen und Mähren wurden die örtlichen Regimenter, die an die Front gingen, nach demselben Muster verabschiedet wie anderswo in Europa. „Národní Politika“ beschrieb die Feierlichkeiten mehrmals, und die Berichte ähneln jenem über Hradec Králové am 3. August 1914 täuschend: „Während des Konzerts des Militärorchesters rief ein örtlicher Anwalt ein „hoch“ auf die Armee. Der Ruf wurde von den zahlreichen Versammelten aufgenommen, was den Anlass zu Ovationen für Seine Kaiserliche Majestät gab. Die Versammelten sangen mehrmals die Hymne der Völker der Monarchie und *Kde domov můj*. Unaufhörlich wurde „sláva!“ und „hoch!“ gerufen zu Ehren Seiner Majestät und der Armee. Die Bewohner von Hradec Králové ließen auch in der Nacht Kaiser und Streitkräfte hochleben. Die Manifestanten zogen vor das Rathaus und den Sitz des Kreishauptmanns, wo sich wieder die Hymne der österreichischen Völker mit den Rufen „sláva“ i „hoch“ auf Seine Majestät vermischten“<sup>2</sup>.

Das idyllische Bild des übernationalen Schulterschlusses in den seit Jahrzehnten durch den deutsch-tschechischen Konflikt geprägten böhmischen Ländern widerspricht der bereits 1915 entstandenen Vorstellung von der angeblichen tschechischen Illoyalität bzw. Bereitschaft zur Verrat. 1914 wirkten die tschechischen Regimenter – diszipliniert, kräftig und wohl ernährt, wie Zeitzeugen beschreiben – auf die Polen gar vertrauensbildend. Von den (geschätzt, bis 1918) 1,4 Mio. eingezogenen Tschechen und Slowaken wird wohl zu recht behauptet, sie seien der Mobilmachung 1914 loyal gefolgt,

1 Erinnerung von André Kertész und Leo Szilard zit. nach Kati Marton

*The Great Escape: Nine Jews Who Fleed Hitler and Changed the World*, New York 2006, S. 53, 60.

2 *Manifestace v Hradci Králové*, „Národní Politika“ Nr. 212 vom 4. August 1914.

wenngleich mit „gedämpfem“ Reichspatriotismus<sup>1</sup>. Und – allen später entstandenen Legenden (die einen schon 1914 feststellbaren Freiheits- bzw. Sezessionswillen der Tschechen festhalten wollten) zum Trotz – fühlten sich die Truppen anderer Nationalitäten in Böhmen durchaus wohl: Das Kommando der IV k. u. k. Armee berichtete über die Zugtransporte über Tschechien im ersten Kriegsmonat, das Verhalten der Bevölkerung jeglicher Nationalität während der Reise sei optimal gewesen. Überall habe die Truppe auf dem Weg zur Front offensichtlichen Patriotismus erlebt, auf den größeren Bahnhöfen sei sie mit Brot, Tee, Zigaretten usw. versorgt worden, zusammengetragen von Frauen aus allen gesellschaftlichen Schichten<sup>2</sup>.

Auf einen anderen Aspekt, den ich hier nur streifen kann, verweisen u. a. die Tagebücher von Franz Kafka, der über die Massenkundgebungen in Prag Zeugnis ablegte. Ihn machten die Loyalitätsbekundungen und Hochrufe schlicht wütend. „Diese Umzüge sind eine der widerlichsten Begleiterscheinungen des Krieges. Ausgehend von jüdischen Handelsleuten, die einmal deutsch, einmal tschechisch sind, es sich zwar eingestehen, niemals aber es so laut herausschreien dürfen wie jetzt. Natürlich reißen sie manchen mit. Organisiert war es gut. Es soll sich jeden Abend wiederholen, morgen Sonntag zweimal“<sup>3</sup>.

Die Juden als umtriebige Organisatoren des „Geistes von 1914“? Schon bald, im Herbst desselben Jahres stellten mehrere Hunderttausende jüdischer Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina die mit Abstand größte Gruppe von Entwurzelten und Heimatlosen dar, was wohl weniger auf ihre Rolle als hinterhältige Regisseure als auf ihre Angst vor Russland hinweist. Im Grunde beweist die Reaktion Kafkas, dass es letztlich ziemlich egal war, was sie taten oder auch nicht taten: Die Reaktion ihrer Umwelt (assimilierte Juden wie Kafka oder den Wiener Kritiker Karl Kraus eingeschlossen) war stets kritisch bis feindlich – eine Grundkonstante, die im weiteren Verlauf

1 Natali Stegmann, „Geburt“ und „Wiederrichtung“ der Tschechoslowakei. Das Legionärsparadigma am Ende des Ersten und des Zweiten Weltkriegs, in: Natali Stegmann (Hrsg.), *Die Weltkriege als symbolische Bezugspunkte. Polen, die Tschechoslowakei und Deutschland nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg*, o.O. 2009, S. 71–90, hier: S. 72.

2 Bericht zit. von Norman Stone, *The Eastern Front 1914–1917*, New York 1975, S. 126.

3 Franz Kafka, *Tagebücher 1910–1923*, Frankfurt am Main 1986, S. 262.



des Krieges so gut wie überall zu einem deutlichen Anstieg von Antisemitismus führte.

Darüber hinaus bestätigt der Eintrag in Kafkas Tagebuch, dass der Zeitzeuge stets nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit wahrnimmt, den er im Einklang mit seinem Wissen, Ansichten und Stimmung kommentiert. Gerade in Prag stellte sich nämlich bald heraus, dass begeisterte Massen auf den Straßen aus der Sicht der Behörden keineswegs unproblematisch sind, wobei die Frage nach eventuellen jüdischen Drahtziehern keine Rolle spielte. In den Umzügen und Reden war deutsch viel öfter zu hören als tschechisch. Die Porträts von Franz Joseph konnten die zahlreichen „Heil Kaiser Wilhelm“ – Rufe nicht überdecken. Die Umzüge führten immer wieder zu deutschen Institutionen – dem Konsulat des Deutschen Reiches, dem Deutschen Haus (Kasino) oder den Redaktionen der deutschsprachigen Blätter. Deutsche Lieder wie „Die Wacht am Rhein“ oder „Ich hatt’ einen Kameraden“ hörte man öfter als den habsburgischen „Prinz-Eugen-Marsch“ oder die Kaiserhymne „Gott erhalte Franz, den Kaiser“, noch seltener das bereits im Bericht aus Hradec Králové erwähnte „Kde domov můj“. Das tschechische Pendant zur „Wacht am Rhein“ „Hej Slovane“ hätte angesichts eines Krieges gegen die slawischen Staaten Serbien und Russland nach Hochverrat geklungen.

Der erfahrene Prager Statthalter Franz Fürst von Thun-Hohenstein wurde unruhig: Nach einer Woche von Demonstrationen und Umzügen erließ er einen Aufruf „An meine lieben Prager Mitbürger tschechischer und deutscher Zunge“, in dem er die „patriotische Gesinnung“ der Prager lobte. Zugleich bat der Statthalter, die Demonstrationen einzustellen, weil weitere Kundgebungen nur ihre Bedeutung schwächen könnten. Privat fürchtete Fürst von Thun-Hohenstein, dass Deutsche und Tschechen übereinander herfallen.

Ähnlich – nur auf den ersten Blick kurios – wie der Prager Statthalter verhielt sich übrigens zur genau derselben Zeit der russische Gouverneur von Livland. Es ging ihm paradoxerweise nicht um die bis vor kurzem dominierenden Deutschbalten, die nichts unversucht ließen, um ihre Loyalität im Krieg gegen das Deutsche Reich nachzuweisen (was ihnen übrigens wenig half; die bisherige Elite des Landes wurde bereits in der ersten Kriegsphase zu Verdächtigen, zu Bürgern zweiter Klasse in der eigenen Heimat). Der Gouverneur verbat bereits am 7. August – zwei Tage vor seinem Prager

Kollegen – weitere patriotische Straßendemonstrationen, weil sie von der sozialdemokratischen Partei für ihre Zwecke missbraucht wurden. Es half wohl nur wenig, denn drei Tage später notierte ein Rigaer Beobachter, „Das Straßenpublikum bereitet den Truppen begeisterte Ovationen und versorgt sie mit revolutionärer Literatur“<sup>1</sup>.

In Lemberg, wo es Deutsche kaum gab, fanden die üblichen Umzüge und Gottesdienste statt; Polen, Ukrainer und Juden bekundeten ihre Verbundenheit mit der Monarchie. Die große Mehrheit sowohl der politisch Aktiven als auch der Bevölkerung unterstützte den Kampf gegen die „russische Gefahr“, in dem der gemeinsame Staat einen wirksameren Schutz zu bieten schien als irgendeine vorstellbare nationalpolitische Aktivität<sup>2</sup>. Das Problem, das der Krieg unausweichlich mit sich brachte, war dadurch alles andere als gelöst: In mehreren Grenzländern war man sich bewusst, dass Polen (im Dienste aller drei Imperien), Ukrainer (in zwei Uniformen kämpfend), Juden (wie die Polen in drei Armeen vertreten), Rumänen, Litauer oder Serben (ebenfalls in zwei feindlichen Truppen) im kommenden Krieg auf beiden Seiten der Front kämpfen würden, was die Kriegsbegeisterung – trotz aller Loyalität gegenüber der „eigenen“ Monarchie – von Beginn an zwangsläufig dämpfte. Die Realität überstieg übrigens die schlimmsten Befürchtungen: Die ersten k.u.k. Einheiten, die Serbien angriffen, bestanden bis zu einem Viertel aus Serben und bis 50% aus Kroaten<sup>3</sup>.

Zu dem anfangs offenbar kaum verbalisierten Problem des Kampfes im Dienste des Imperiums, zugleich gegen die eigenen Landsleute, kam die zu Beginn ebenso wenig thematisierte Frage nach dem Sinn des Opfers: Wäre ein Sieg der Mittelmächte über Russland und Serbien für die Slawen in den Uniformen von Habsburg und Hohenzollern eher ein Vorteil oder vielmehr eine Bedrohung? Was konnten sich wiederum die nichtrussischen Untertanen der Romanows von einem Sieg Russlands erhoffen? Im Sommer 1914 verhielten sich die politischen Führer all dieser Nationalitäten bzw.

1 Alfred von Hedenström, *Rigaer Kriegschronik 1914–1917*, Riga 1922, S. 5, 10.

2 Überblick über die prohabsburgischen Haltungen von Polen, Juden und Ukrainern in Galizien: Jerzy Z. Pająk, *Od autonomii do niepodległości. Kształtowanie się postaw politycznych i narodowych społeczeństwa Galicji w warunkach Wielkiej Wojny 1914–1918*, Kielce 2012, S. 55–62, 70ff., 75–80.

3 Andrej Mitrovic, *Serbia's Great War*, S. 67.

Minderheiten auffallend ähnlich: Sie blieben loyal gegenüber dem Staat, dessen Staatsbürger und Soldaten sie waren. Zugleich gaben sie ihre Loyalitätserklärung ausschließlich im Namen der eigenen Nationalität ab. Dies war ein Angebot. Die implizite Aufforderung an das imperiale Zentrum lautete, im Gegenzug auf die Interessen all der minoritären Nationalitäten entsprechend Rücksicht zu nehmen.

Die unterschwellige Skepsis hatte ihre Wurzeln nicht nur in der nationalen Frage, sie speiste sich auch aus der Reflexion über den boom der letzten Jahrzehnte, den wir heute die erste Globalisierung nennen. Ein Warschauer Publizist schrieb einige Tage nach Kriegsbeginn ebenso wortgewaltig wie kryptisch, auf die Welt komme „etwas Großes, etwas in seinem Horror Schreckliches, dennoch Unabwendbares, wie eine Notwendigkeit“ zu. Er beklagte die unabsehbaren Risiken für jede Familie in Mitteleuropa und bemerkte geistesgegenwärtig, schon die Mobilmachung habe eine „gewaltsame, unerwartete Suspendierung des Lebens“ nach sich gezogen: „Der moderne Industrialismus hat die wirtschaftliche Seite des menschlichen Daseins derart verkompliziert, derart alles mit sich selbst verbunden, dass die ganze Welt sofort entgleist ist und sich am Vortag einer unerhörten ökonomischen Katastrophe wiederfindet“<sup>1</sup>. Der Publizist griff hier einen Gedanken auf, der um die Jahrhundertwende mehrmals formuliert worden war, gelegentlich aus Büchern Bestseller machte, dennoch stets eine Angelegenheit der Minderheit blieb. Der bei weitem einflussreichste Kriegsgegner schien die Sozialistische Internationale, nur versagte sie – wie bereits erwähnt – im entscheidenden Augenblick völlig.

Die hier skizzierten, zahlreichen, oft widersprüchlichen Bilder reichen von Begeisterung über loyale Pflichterfüllung bis hin zu – anfangs seltener – Ablehnung. Sie lassen sich nicht in Gleichungen auflösen. Im russischen Fall bleiben sie Bestandteil der letzten Bilder eines Imperiums, das in den Krieg zog, ohne seiner multiethnischen, politisch, sozial und religiös gespaltenen Gesellschaft eine mit dem Nationalstaat vergleichbar integrative Identifikationsfigur anbieten zu können. Grundsätzlich anders sah es in der Habsburgermonarchie nicht aus, nur dass es keine mit Russland vergleichbare Tradition des Protestes der lokalen Gemeinschaft gegen die Ausbeutung der Söhne und Ehemänner gab.

1 Z. Dębicki, *Wojna!*, in: *Tygodnik Ilustrowany* Nr. 32 vom 8. August 1914.

In Wien wie in Petersburg scheint durchgehend der Glaube dominiert zu haben, die jeweilige Monarchie könne auf die Treue ihrer Untertanen ungeachtet nationaler und religiöser Unterschiede hoffen, da sie doch diese vor der selbst proklamierten Gefahr aus dem Osten bzw. aus dem Westen schütze. Diese imperiale Loyalität gab es auf beiden Seiten – wie bereits gezeigt – durchaus, nur hofften die lokalen Eliten auf mehr. Die geteilten Nationen versprachen sich von einem Sieg „ihres“ Kaiserreichs und einer folgenden Umgestaltung der Landkarte die Vereinigung mit den Landesleuten jenseits der Grenze. Minderheiten, die komplett in einem Imperium lebten wie Letten oder Tschechen durften in diesem Fall auf Liberalisierung, optimaler Weise auf Autonomie hoffen.

Aus Wiener, Budapester oder Petersburger Sicht wirkten beide mit dem Sieg verbundenen Erwartungen als Programme nationaler Emanzipation wenig verlockend. Selbst die erfreulichste Perspektive einer schweren Niederlage des Gegners bedeutete Gebietsgewinne, mit denen man wenig anfangen konnte, da sie die eigenen Nationalitätenprobleme noch verschärfen würden ebenso wie die allseits versprochene Liberalisierung der inneren Verhältnisse, die sowohl die nationale wie die soziale Frage in neuer Schärfe auf die Tagesordnung bringen musste.

Eine andere Welt bildeten die Nationalstaaten. Alle balkanischen Staaten hatten 1912-1913 hohe Verluste erlitten. Wirtschaftlich konnte sich keiner von ihnen einen neuen Krieg leisten. Die Bevölkerung fürchtete sich vor ihm. Die Eliten waren gespalten, ob Neutralität, ein Zusammengehen mit den Mittelmächten oder ein Bündnis mit der Entente die beste Lösung des Problems bieten<sup>1</sup>. Der k.u.k. Gesandte in Athen meinte nach einer der innenpolitischen Krisen, die Griechenland vor dieselbe Zerreißprobe stellten, das Land sei „zwar ententefreundlich, aber nicht kriegslustig“<sup>2</sup>. Seine Kollegen in Bukarest oder Sofia hätten denselben Satz schreiben können;

1 „Elsewhere in the Balkans (i.e. outside of Turkey), the mood in 1914 was generally sombre and the wave of popular enthusiasm for war seen in Paris, London, and Berlin was almost entirely absent“; Mark Biondich, *The Balkans. Revolution, War and Political Violence since 1878*, Oxford 2011, S. 88.

2 Lothar Höbelt, *Der Balkan und die Strategie der Entente*, in: Jürgen Angelow, (Hrsg.) *Der Erste Weltkrieg auf dem Balkan. Perspektiven der Forschung*, Berlin 2011, S. 57–73, hier: S. 59.

„Entente“ und „Mittelmächte“ waren dabei durchgehend austauschbar als zwei Denkfiguren mit unberechenbaren Zukunftschancen.

Bulgarien entschied sich als erstes und auch diese Entscheidung hatte mit blindem Hass nichts zu tun. Zwar wartete man in Sofia auf die Gelegenheit, Revanche zu nehmen für die Niederlage im Zweiten Balkankrieg. Dennoch forderte die Opposition die Fortsetzung des Neutralitätskurses. Erst die Verhaftung der oppositionellen Führer schaltete die Gegner des Bündnisses mit den Mittelmächten aus. Als dann Bulgarien eine Woche später, am 14. Oktober 1915 Serbien den Krieg erklärte, wollte sich keine richtige Begeisterung einstellen. Der neue Krieg wurde eher befürchtet als gefeiert<sup>1</sup>.

Auch in Bukarest gab im Sommer 1914 keinen Grund für Euphorie. Noch zwei Jahre lang sollte es ebenso unabsehbar wie innenpolitisch umstritten bleiben, auf welcher Seite man sich am Weltkrieg beteiligen wolle; daneben gab es auch hier die gleichwertige Option Neutralität. Als Rumänien Ende August 1916 die Habsburgermonarchie angriff und vorübergehend militärische Erfolge in Transsylvanien feierte, scheint der Jubel in Bukarest trotz beachtlicher Skepsis vieler Intellektueller und Politiker groß gewesen zu sein; allerdings verflog er innerhalb von Tagen<sup>2</sup>. Gute drei Monate später, nach der raschen Niederlage der rumänischen Streitkräfte und der Flucht des Königs nach Iași, empörte sich Generalfeldmarschall August von Mackensen über den begeisterten Empfang durch die Bukarester Bevölkerung: „Ich skandalisiere mich wirklich an diesem Enthusiasmus, denn es jubelte uns doch die gleiche Bande zu, welche früher nach Krieg gegen uns geschrien hatte (...) so etwas könnte man sich allenfalls im Freundesland gefallen lassen, aber im Feindesland ekelt es förmlich an“<sup>3</sup>. Der Feldmarschall verstand schon richtig, dass die Bewohner der rumänischen Haupt-

1 Björn Opfer, *Im Schatten des Krieges. Besatzung oder Anschluss – Befreiung oder Unterdrückung? Eine komparative Untersuchung über die bulgarische Herrschaft in Vardar-Makedonien 1915–1918 und 1941–1944*. Münster 2005, S. 57, 63, 109f.

2 Ioan Scurtu, *August 1916: Starea de spirit a Românilor*, „Dosarele Istoriei“ 11/2006, Nr. 8, S. 13–19. Für den Hinweis auf diesen Beitrag und die Übersetzung danke ich Viorel Achim.

3 Zit. nach Raymund Netzhammer, *Bischof in Rumänien. Im Spannungsfeld zwischen Staat und Vatikan*, Bd. I, München 1995, S. 698, Eintrag vom 16. Dezember 1916.

stadt die Rückkehr eines siegreichen Königs Ferdinand zumindest ähnlich enthusiastisch begleitet hätten; hingegen verstand er überhaupt nicht, dass viele von ihnen keinen Grund sahen, einer offensichtlich gescheiterten Elite nachzutruern, die nach zwei Jahren intensiver Diskussionen ohne jede Not eine so völlig falsche Entscheidung getroffen hatte.

Die deutsch-österreichischen Balkanbilder gingen teils auf die früheren Jahrhunderte und Jahrzehnte zurück, erfuhren eine Bestätigung infolge des serbischen Königsmords bzw. Seitenwechsels 1903 und während der Kriege 1912/13. „Orientalische“ Züge der „Balkanvölker“ gingen über in das Schimpfwort „asiatisch“ – das aber vorwiegend zur Charakterisierung von Türken, Albanern und Bulgaren gebraucht wurde – und das ähnlich negativ besetzte „balkanisch“. Gemeint waren damit Rückständigkeit und Streitsucht, Schmutz und Heimtücke, Grausamkeit und Aberglaube, Unberechenbarkeit und Bestechlichkeit, Aggressivität, und Verlogenheit. Das Gegenteil dazu bildete selbstverständlich „Europa“, in dessen Namen Deutschland wie Österreich-Ungarn gegen die kulturell und vor allem moralisch unterlegenen Feinde im Südosten Krieg führten<sup>1</sup>. Die perfiden Eigenschaften wurden nicht nur den Feinden der Mittelmächte (darunter besonders dem „verräterischen“ Rumänien) zugewiesen. Sie bezogen sich ebenso auf die eigenen Verbündeten; ob Feind oder Freund, war in dieser Gegend unter moralisch-kulturträgerischen Gesichtspunkten nicht sonderlich wichtig. Der Chef der deutschen Obersten Heeresleitung Helmuth v. Moltke brachte das Verhältnis zum gesamten „Balkan“ auf den Punkt, als er seinem österreichisch-ungarischen Gegenpart Franz Conrad von Hötzendorf bereits im August 1914 empfahl: „Lassen sie doch die Bulgaren gegen Serbien los und lassen sie das Pack sich untereinander totschiagen“<sup>2</sup>.

1 Vgl. Mechthild Golczewski, *Der Balkan in deutschen und österreichischen Reise- und Erlebnisberichten 1912–1918, Ort und Datum, passim*, bes. S. 64–67. Ähnliche Zuschreibungen bei Schanes, Serbien im Ersten Weltkrieg.

2 Zit. nach Opfer, *Im Schatten des Krieges*, S. 143. Zum stets angespannten deutsch-bulgarischen Verhältnis in der Zeit der „Waffenbrüderschaft“ vgl. u.a. ebenda, S. 140–145; Stefan Minkov, *Der Status der Nord-Dobruzscha im Kontext des deutsch-bulgarischen Verhältnisses im Ersten Weltkrieg*, in: Angelow (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 241–255.

Es ist jedoch fraglich, in welchem Maße Feindbilder sich in Gewalt übersetzten. So sind aus dem angeblich besonders verhassten Rumänien keine deutschen oder habsburgischen Kriegsverbrechen überliefert. An der nördlichen Ostfront führten die Mittelmächte Krieg gegen ein barbarisches, despotisches und verspottetes Zarenreich, das aber zugleich zu den traditionellen Großmächten gehörte und einen kaiserlichen, mit den Balkanmonarchien unvergleichbaren Status genoss. Vorstellungen von polnischer, lettischer oder ukrainischer Unterlegenheit prägten zwar die patrimoniale Haltung des deutschen Militärs, nur ging es in den besetzten – bislang westrussischen – Gebieten nicht um Schuld und Sühne (wie im Falle von Serbien und Rumänien), sondern darum, Polen, Balten und Ukrainer für einen gemeinsamen Kampf gegen Russland bzw. für eine Juniorpartnerschaft mit dem Deutschen Reich zu gewinnen. Diese Rücksichtnahme auf künftige Verbündete in einem deutsch dominierten Mitteleuropa erwies sich als wesentlich wirksamer als jegliche Feind- und Kulturträgervorstellungen.

Ziemlich irrelevant scheint ebenso die Frage nach den Feindbildern der anderen kriegführenden Mächte. Im russischen Fall verhielt sich die Armee in den wenigen Wochen, wo sie Teile Ostpreußens besetzt hatte, weitgehend korrekt. Im 10 Monate lang besetzten Ostgalizien wäre diese Feststellung anfechtbarer, bleibt aber im Großen und Ganzen bestehen. Im Südosten war die bulgarische Besatzung besonders verhasst, was gewiss mit antiserbischen, antigriechischen und antirumänischen Ressentiments der bulgarischen Eliten zusammenhing. Diese waren auch nicht unbedingt jüngsten Datums, erfuhren jedoch 1913 eine Verstärkung, vor allem aber durften sie ab 1915 ausgelebt werden.

Einen Sonderfall bildeten, wie immer, die Juden. In der Habsburgermonarchie wird der Anstieg des Antisemitismus gewöhnlich mit den bereits erwähnten Hunderttausenden von Juden in Verbindung gebracht, die 1914 aus Galizien und der Bukovina Richtung Westen flüchteten. Die *Ostjuden* galten als Symbol von Schmutz, Krankheit und abstoßender Fremdheit – nicht nur den lokalen Behörden und der christlichen Bevölkerung in den Aufnahmeorten, sondern auch den dort seit langem lebenden, teils arri- vierten, teils einfach an die moderne Stadt angepassten Juden, die sich peinlich erinnert fühlten an ihre eigenen Ursprünge und für ihre Landsleute gleichermaßen schämten wie verpflichtet waren, ihnen zu helfen. So

tat sich die Prager jüdische Gemeinde ausgesprochen schwer im Umgang mit einer relativ kleinen Flüchtlingsgruppe<sup>1</sup>. In Wien fand das Mehrfache an Juden aus Galizien und der Bukovina (geschätzt bis 100,000) eine vorübergehende Bleibe. Es lag aber nicht an den Zahlen, die Abneigung gegen Juden nahm in beiden Städten massiv zu<sup>2</sup>.

Die als abstoßend bis gefährlich empfundenen Flüchtlinge und die daraus erwachsende Bereitschaft zu Gewalt dürften nur einer der vielen Auslöser antijüdischer Haltungen und Handlungen gewesen sein. Der Antisemitismus nahm bekanntlich überall zu, von Großbritannien über Deutschland und der Habsburgermonarchie bis Russland. Die „Kaffeehausjuden“ (wie sie nicht nur in den Städten der Doppelmonarchie gerne genannt wurden) galten überall als Kriegsprofiteure: An der Front angeblich nicht vorhanden, im Hinterland wie unter Besatzung – d.h. unabhängig von ihrer Staatsbürgerschaft – die eigentlichen Nutznießer der Krise. Entlang der Ostfront breitete sich – vielleicht noch stärker als im Westen – die Spionagemanie aus; wiederum spielten die angeblich notorisch illoyalen Juden ungeachtet des Landes die Hauptrolle. Dabei wird nur im russischen Fall eine Vorkriegsplanung der Herabsetzungs- und Verdrängungspolitik vermutet<sup>3</sup>, die (auch wenn die Hypothese zutreffen sollte) nicht unbedingt der ausschlaggebende Grund für die Verbreitung der Vorstellung von „jüdischen Spionen“ gewesen sein muss.

Eine Grundhaltung war wohl allen – Behörden wie Armee, Besatzern wie Ämtern im eigenen Hinterland – gemeinsam: Juden ließen sich schlicht am einfachsten aus- und erpressen.<sup>4</sup> So bemerkte etwa ein Zeitzeuge in Riga Ende 1915 die rapide Ausbreitung „der Ahndung für ungenügendes Fensterverhängen“, die ihm schon vorher vor allem als eine neue Einnahmequelle für die Polizei aufgefallen war: „Die Bestrafung dafür wird völkisch

1 Martin Welling, *„Von Haß so eng umkreist“ Der Erste Weltkrieg aus der Sicht der Prager Juden*, Frankfurt am Main 2003, S. 122, 125f., 150f.

2 Welling, *„Von Haß so eng umkreist“*, S. 162f., 169–172.

3 Alexander V. Prusin, *The Lands Between. Conflicts in the East European Borderlands, 1870–1992*, Oxford 2010, S. 36, 47.

4 Eine Fundgrube bietet der dem Wiener Innenministerium vorgelegte Bericht von Dr. Bernard Hausner, Gymnasialprofessor und Rabiner in Lemberg, über die russische Besatzungszeit. Vgl. Pająk, *Od autonomii*, passim.



abgestuft. Juden haben 100-200 Rubel zu zahlen bzw. erhalten einen Monat Gefängnisarrest. Für Deutsche war die Buße auf die Hälfte, für Letten und Russen auf ein Viertel des jüdischen Maßes herabgesetzt<sup>1</sup>. Dabei stellte die „völkische Abstufung“ von Strafgebühren gewiss die sanfteste Ausprägung vom Antisemitismus dar, wie er entlang der Ostfront alltäglich praktiziert wurde.

Im Hintergrund stand überall der traditionelle christliche Antijudaismus, in Zeiten der heraufkommenden Moderne umformuliert in den Generalverdacht einer jüdischen Weltverschwörung, jüngst verstärkt durch das Bündnis zwischen marxistischen Juden und ähnlich denkenden Nachbarn. Ab 1914 kamen neue Elemente hinzu: In nahezu allen von deutschsprachigen Truppen besetzten Gebieten galten die Juden als bevorzugte Transaktionspartner der Okkupanten, im Hinterland als Nutznießer der allgemeinen Knappheit und Schmarotzer, die zugleich Flüchtlingsbeihilfen bezogen und Gewinn machten auf dem Schwarzmarkt. Oft klagte man sie auch der Denunziation an<sup>2</sup>.

Tausende von Karikaturen, Zeitungsglossen und sonstigen Printerzeugnissen der Moderne zeichneter Bilder, in denen die Leser sich selbst und die Ursachen ihres Elends wiedererkannten: Hier der stets und um jeden Preis erfolgreiche, schlaue, reiche Jude, dort der arme, ausgebeutete Christ.

Dennoch: Antijüdische Exzesse blieben trotz ihrer zunehmenden Häufigkeit verpönt. Als die galizische Presse nach dem Abzug der russischen Besatzer 1915 Bilanz zog, dominierten die Themen Kriegsverluste, Zerstörungen, Raub, Entwürdigung der Juden und Pogrome. Offenbar galt das feindselige Verhältnis der „Russen“ oder „Kosaken“ zu den Juden noch immer als ein besonders überzeugender Nachweis der Rückständigkeit des Zarenreiches. Was die christlichen Nachbarn wiederum wenig störte, in den Juden die Hauptursache ihrer Leiden zu sehen.

1 Hedenström, Rigaer Kriegschronik, S. 76, 86.

2 So z.B. nach dem russischen Rückzug aus Galizien 1915, wo sie in einem Dorf elf ukrainische Nachbarn, „makellose Landwirte“ bei den Honveds angezeigt haben sollen, die die denunzierten prompt aufhängten; vgl. Hannes Leidinger, „Der Einzug des Galgens und des Mordes“ Die parlamentarischen Stellungnahmen polnischer und ruthenischer Reichsratsabgeordneter, in: *Zeitgeschichte* 33, H. 5, (2006), S. 235–260, hier: S. 244.

Die Menschen in Ostmitteleuropa wurden 1914 in den Krieg hineingezogen. Die Imperien, die ihre Völker in die Schlacht schickten, hatten keine Kriegsziele im traditionellen Sinne. Es ging nicht um strittige Provinzen, sondern um die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und die Bewahrung der eigenen Großmachtposition, die Abwehr vor dem Feind, der vermeintlich beides infrage stellen wollte, hier und da um die Entfernung kleiner Nadeln im eigenen Körper. Der „Geist“ dieses Sommers spielte keine Rolle. Die Nationalstaaten Südosteuropas (außer Serbien, das von Beginn an eine Ausnahme darstellte) trafen hingegen souveräne Entscheidungen in der Hoffnung auf Kriegsgewinne. Sie folgten aber keineswegs einer massenhaften Kriegsbegeisterung. Die jeweilige Entscheidung war vielmehr überall Werk der Eliten bzw. des im Augenblick durchsetzungsfähigsten, am geschicktesten taktierenden und argumentierenden Teils derselben. Nichts war vorbestimmt durch Geschichte, Emotionen, Klassenkampf, Nationaltradition oder gar Lust am Töten.

*Gehalten am 16. Juli 2014*

*DER HISTORIKER MACIEJ GÓRNY befasste sich mit Forschungen der Historiographie, des Kriegsgeschehens im Ost-, Mitteleuropa und auf der Balkan sowie mit der Geschichte und Kultur dieser Region im 19. und 20. Jh.*



Boris Kustodiev (1878–1927). Lithographie, 1917